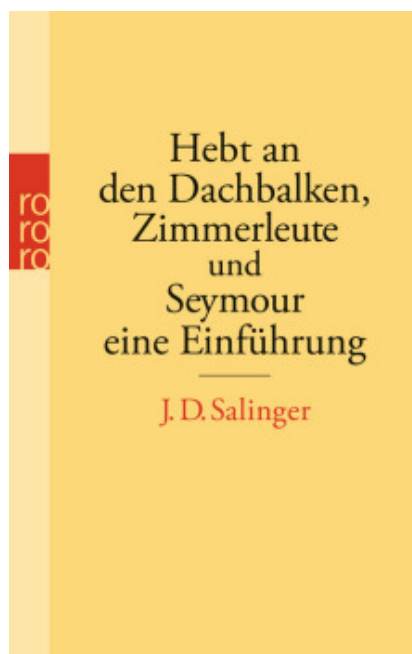


Leseprobe aus:

**J. D. Salinger**

# **Hebt an den Dachbalken, Zimmerleute und Seymour eine Einführung**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

J. D. SALINGER  
HEBT AN DEN DACHBALKEN,  
ZIMMERLEUTE  
und  
SEYMOUR  
EINE EINFÜHRUNG

Aus dem Englischen  
von Eike Schönfeld

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Mai 2013  
Die Originalausgabe erschien 1963  
unter dem Titel *Raise High the Roof Beam, Carpenters  
and Seymour an Introduction* bei  
Little, Brown and Company, Inc., New York  
Copyright © 1955, 1959 by J.D. Salinger  
Copyright renewed 1983, 1987 by J.D. Salinger  
Erste deutsche Übersetzung von Annemarie und Heinrich Böll  
Copyright © 1965, 2003 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Neuübersetzung von Eike Schönfeld  
Copyright © 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Lektorat Bärbel Flad  
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,  
nach dem Original von Kiepenheuer & Witsch, Köln  
(Gestaltung: Linn-Design, Köln)  
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 25174 0

*Sollte es auf der Welt noch einen Amateurleser geben –  
oder einen, der einfach nur liest und läuft –,  
so bitte ich ihn oder sie mit unsagbarer Zuneigung  
und Dankbarkeit, die Widmung dieses Buches  
mit meiner Frau und meinen Kindern  
unter vieren aufzuteilen.*



HEBT AN DEN DACHBALKEN,  
ZIMMERLEUTE



An einem Abend vor ungefähr zwanzig Jahren, als in unserer riesigen Familie Mumps grassierte, wurde meine jüngste Schwester Franny samt Bettchen in das vermeintlich keimfreie Zimmer gebracht, das ich mit meinem ältesten Bruder Seymour teilte. Ich war fünfzehn, Seymour siebzehn. Gegen zwei Uhr morgens weckte mich das Weinen der neuen Zimmergenossin. Ich blieb einige Minuten ruhig in einer neutralen Position liegen und horchte auf den Lärm, bis ich hörte oder spürte, wie Seymour sich in dem Bett neben meinem regte. In jenen Tagen hatten wir auf dem Nachttisch zwischen uns eine Taschenlampe, für Notfälle, die aber, soweit ich mich erinnere, nie eintraten. Seymour knipste sie an und stand auf. »Das Fläschchen ist auf dem Herd, hat Mutter gesagt«, sagte ich zu ihm. »Ich habe es ihr schon vor einer Weile gegeben«, sagte Seymour. »Sie hat keinen Hunger.« Im Dunkeln ging er zum Regal und leuchtete mit der Taschenlampe langsam über die Bücher. Ich setzte mich im Bett auf. »Was machst du jetzt?«, fragte ich. »Ich dachte mir, ich lese ihr vielleicht etwas vor«, sagte Seymour und zog ein Buch heraus. »Sie ist zehn Monate, Herrgott«, sagte ich. »Ich weiß«, sagte Seymour. »Aber sie haben Ohren. Die können hören.«

Die Erzählung, die Seymour Franny in jener Nacht im Schein der Taschenlampe vorlas, war eine seiner liebsten, eine taoistische Geschichte. Bis zum heutigen Tag schwört Franny, dass sie noch weiß, wie Seymour sie ihr vorlas:



Herzog Mu von Chin sagte zu Po Lo: »Du bist nun in fortgeschrittenem Alter. Gibt es ein Mitglied deiner Familie, das ich an deiner statt einstellen könnte, um nach Pferden zu suchen?« Po Lo erwiderte: »Ein gutes Pferd kann im Allgemeinen nach seiner Statur und Erscheinung ausgewählt werden. Das überragende Pferd jedoch – eines, das keinen Staub aufwirbelt und keine Spur hinterlässt – ist etwas Vergängliches und Unbeständiges, flüchtig wie dünne Luft. Die Talente meiner Söhne sind allesamt niedrig angesiedelt; sie können durchaus ein gutes Pferd erkennen, ein überragendes hingegen nicht. Allerdings habe ich einen Freund, es ist ein gewisser Chiu-fang Kao, der mit Brennstoff und Gemüse handelt und mir in Pferdedingen in keiner Weise unterlegen ist. Bitte suche ihn auf.«

Dies tat Herzog Mu und schickte Chiu-fang Kao sodann auf die Suche nach einem Ross. Ein Vierteljahr später kehrte der mit der Kunde zurück, er habe eines gefunden. »Es ist jetzt in Shach'iu«, fügte er hinzu. »Was für ein Pferd ist es?«, fragte der Herzog. »Oh, es ist eine falbe Stute«, war die Antwort. Doch als jemand ausgesandt wurde, sie zu holen, erwies sich das Tier als kohlschwarzer Hengst! Äußerst verstimmt ließ der Herzog nach Po Lo schicken. »Dieser Freund von dir«, sagte er, »den ich beauftragt hatte, ein Pferd zu suchen, hat mir da ein schönes Unheil angerichtet. Er kann nicht einmal Farbe oder Geschlecht eines Tieres erkennen! Was in aller Welt kann er über Pferde wissen?« Po Lo seufzte befriedigt auf. »Ist er tatsächlich so weit gelangt?«, rief er aus. »Ah, dann ist er zehntausend meiner Art zusammengenommen wert. Man kann uns nicht vergleichen. Kao behält nämlich den spirituellen Mechanismus im Auge. Er versichert sich des Wesentlichen und vergisst dabei die schlichten Einzelheiten; auf die inneren Qualitäten fixiert, geraten ihm die

äußeren aus dem Blick. Er sieht, was er sehen will, und nicht, was er nicht sehen will. Er betrachtet die Dinge, die er betrachten sollte, und vernachlässigt diejenigen, die nicht betrachtet zu werden brauchen. Ein so kluger Pferdekennner ist Kao, dass er das Zeug dazu hat, etwas Besseres als Pferde zu beurteilen.«

Als das Pferd eintraf, erwies es sich tatsächlich als ein überragendes Tier.

Ich habe die Geschichte hier nicht nur wiedergegeben, weil ich keinerlei Mühen scheue, Eltern oder älteren Brüdern eines zehn Monate alten Babys einen guten Prosaschnuller zu empfehlen, sondern auch aus einem ganz anderen Grund. Was sogleich folgt, ist die Schilderung des Tages einer Hochzeit im Jahr 1942. Meiner Ansicht nach ist es eine in sich geschlossene Schilderung mit ihrem eigenen Anfang und Ende und einer eigenen Vergänglichkeit. Doch weil ich die Umstände kenne, muss ich, finde ich, erwähnen, dass der Bräutigam jetzt, 1955, nicht mehr am Leben ist. Er beging 1948 Selbstmord, als er mit seiner Frau in Florida auf Urlaub war. ... Fraglos will ich aber eigentlich auf Folgendes hinaus: Nachdem der Bräutigam nun für immer von der Bildfläche verschwunden ist, kann ich mir niemanden vorstellen, den ich an seiner statt auf die Suche nach Pferden schicken würde.

Ende Mai 1942 waren die Nachkommen – sieben an der Zahl – von Les und Bessie (Gallagher) Glass, ehemaligen Varietékünstlern vom Pantages Circuit, über die gesamten Vereinigten Staaten versprengt, einmal übertrieben formuliert. Ich zum Beispiel, der zweitälteste, lag mit Rippenfellentzündung – ein kleines Andenken an dreizehn Wochen Grundausbildung bei der Infanterie – im Standortlazarett von Fort Benning. Die Zwillinge, Walt und

Waker, waren schon ein ganzes Jahr früher getrennt worden. Waker war in einem Lager für Kriegsdienstverweigerer in Maryland, Walt mit einer Feldartillerieeinheit irgendwo im Pazifik oder auf dem Weg dorthin. (Wir wussten nie so ganz genau, wo Walt um diese Zeit war. Er hat nie viel Briefe geschrieben, und nach seinem Tod erreichten uns sehr wenige persönliche Informationen, fast keine. Er kam bei einem unsagbar absurden GI-Unfall im Spätherbst 1945 in Japan um.) Meine älteste Schwester Boo Boo, die der Chronologie nach zwischen den Zwillingen und mir kommt, war Ensign bei den WAVES, diesem weiblichen Hilfsdienst, und sporadisch auf einem Marinestützpunkt in Brooklyn stationiert. Jenen ganzen Frühling und Sommer hindurch wohnte sie in dem kleinen Apartment in New York, das Seymour und ich nach unserer Einberufung so gut wie aufgegeben hatten. Die beiden jüngsten Kinder in der Familie, Zooey (männlich) und Franny (weiblich), waren bei unseren Eltern in Los Angeles, wo mein Vater für ein Filmstudio Talente suchte. Zooey war dreizehn, Franny acht. Beide hatten sie wöchentliche Auftritte in einer Kinder-Quizsendung, die mit der vielleicht für das ganze Land typischen, beißenden Ironie »Kluges Kind« hieß. Zu bestimmten Zeiten, könnte ich auch jetzt gleich erwähnen – oder vielmehr, in bestimmten Jahren –, waren alle Kinder in unserer Familie wöchentlich als »Gäste« bei »Kluges Kind« engagiert. Seymour und ich traten als Erste in der Sendung auf, das war 1927, im Alter von zehn beziehungsweise acht, zu der Zeit, als das Programm noch von einem der Tagungsräume im alten Murray Hill Hotel »ausströmte«. Alle sieben, von Seymour bis Franny, traten wir in der Sendung unter Pseudonym auf. Was, wenn man bedenkt, dass wir Kinder von Varieté-künstlern sind, einer Sekte, die Pub-

licity üblicherweise nicht abhold ist, äußerst ungewöhnlich erscheinen mag, aber meine Mutter hatte einmal in einer Zeitschrift einen Artikel über die kleinen Kreuze gelesen, die berufstätige Kinder tragen müssen – ihre Entfremdung von der normalen, mutmaßlich erstrebenswerten Gesellschaft –, und sie blieb bei dem Thema eisern und wankte niemals, nie. (Jetzt ist nicht die Zeit für eine Erörterung der Frage, ob die meisten oder alle berufstätigen Kinder geächtet, bedauert oder ganz unsentimental als Störer der öffentlichen Sicherheit und Ordnung exekutiert werden sollten. Im Moment gebe ich nur weiter, dass unsere gesamten Einkünfte bei »Kluges Kind« sechs von uns das College ermöglicht haben und nun auch der Siebten.)

Unser ältester Bruder Seymour – mit dem ich mich hier praktisch ausschließlich beschäftige – war Corporal beim Air Corps, wie es 1942 noch genannt wurde. Er war auf einem B-17-Stützpunkt in Kalifornien stationiert, wo er, wie ich *glaube*, stellvertretender Kompanieschreiber war. Nicht ganz parenthetisch könnte ich noch hinzufügen, dass er der bei Weitem unproduktivste Briefschreiber der Familie war. Ich *glaube*, in meinem ganzen Leben habe ich keine fünf Briefe von ihm bekommen.

Am Morgen des 22. oder auch 23. Mai (keiner in meiner Familie hat jemals einen Brief datiert) wurde mir ein Brief von meiner Schwester Boo Boo ans Fußende meines Feldbetts im Standortlazarett von Fort Benning gelegt, während mir das Zwerchfell mit Klebeband umwickelt wurde (eine gängige medizinische Maßnahme bei Patienten mit Rippenfellentzündung, die vermutlich garantiert verhindern soll, dass sie sich in Stücke husten). Als die Tortur vorüber war, las ich Boo Boos Brief. Ich habe ihn noch immer, und er folgt hier wörtlich:

LIEBER BUDDY,

ich muss in furchtbarer Eile packen, das Folgende wird daher kurz, aber *treffend*. Admiral Hinternkneifer hat beschlossen, dass er wegen der Kriegsanstrengungen in unbekannte Regionen fliegen muss, und außerdem noch, seine Sekretärin mitzunehmen, wenn ich mich gut führe. Ich habe es so satt. Von Seymour abgesehen bedeutet das Quonset-Hütten in bitterkalten Luftstützpunkten, jungenhafte Zudringlichkeiten seitens unserer kämpfenden Männer und diese scheußlichen Papierdinger, falls einem im Flugzeug übel wird. Der Punkt ist, Seymour heiratet – jawohl, *heiratet*, also pass bitte auf. Ich kann nicht hin. Ich bin bei dieser Reise wohl zwischen sechs Wochen und zwei Monaten unterwegs. Ich bin dem Mädchen begegnet. Meiner Meinung nach ist sie eine Lusche, aber sie sieht irrsinnig gut aus. Eigentlich *weiß* ich gar nicht, ob sie eine Lusche ist. Ich meine, an dem Abend, als ich sie kennenlernte, hat sie keine zwei Worte gesagt. Hat bloß dagesessen und gelächelt und geraucht, es ist also unfair, das zu sagen. Über die Liebesgeschichte selbst weiß ich rein gar nichts, nur dass sie sich anscheinend im letzten Winter kennengelernt haben, als Seymour in Monmouth stationiert war. Die Mutter ist zum Schießen – die Finger in allen Künsten, und zweimal die Woche geht sie zu einem guten Jungianer (an dem Abend, als ich sie kennenlernte, hat sie mich zweimal gefragt, ob ich schon mal eine Analyse gemacht hätte). Sie sagte mir, sie wünsche sich nur, Seymour würde mit mehr Menschen *in Beziehung* stehen. Im selben Atemzug sagte sie aber, trotzdem habe sie ihn einfach sehr gern usw., usf. und dass sie ihm all die Jahre, in denen er in der Sendung gewesen sei, inbrünstig zugehört habe. Mehr weiß ich nicht, nur dass Du zu der Hochzeit *musst*. Das verzeihe ich Dir nie, wenn Du nicht

hingehst. Das ist mein Ernst. Mutter und Papa können von der Küste nicht hin, Franny hat außerdem noch die Masern. Hast Du sie übrigens letzte Woche gehört? Sie hat sich in herrlicher Ausführlichkeit darüber verbreitet, wie sie in der ganzen Wohnung herumgeflogen ist, als sie vier war und niemand zu Hause. Der neue Moderator ist schlimmer als Grant – falls das möglich ist, sogar noch schlimmer als Sullivan bei uns damals. Er sagte, bestimmt habe sie *geträumt*, sie könne fliegen. Das Kind beharrte aber darauf wie ein Engel. Sie sagte, sie *wisse* aber, sie könne fliegen, denn wenn sie gelandet sei, habe sie immer Staub von den Glühbirnen an den Fingern gehabt. Ich sehne mich nach ihr. Und nach Dir. Jedenfalls *musst* Du zu der Hochzeit. Hau einfach ab, wenn es sein muss, aber bitte geh *hin*. Sie ist am 4. Juni um drei Uhr. *Sehr* nicht-konfessionell und emanzipiert, in der Wohnung ihrer Großmutter in der 63rd. Sie werden von irgendeinem Richter getraut. Die Nummer weiß ich nicht, aber es ist genau zwei Türen weiter von dem Haus, wo Carl und Amy so luxuriös gewohnt haben. Ich telegrafiere noch Walt, aber ich glaube, sein Schiff ist schon ausgelaufen. *Bitte* geh hin, Buddy. Er wiegt ungefähr so viel wie eine Katze und hat diesen ekstatischen Blick im Gesicht, bei dem man nicht sprechen kann. Vielleicht wird ja alles richtig gut, aber ich hasse 1942. Ich glaube, ich hasse 1942 bis zu meinem Tod, schon aus Prinzip. Alles Liebe und bis dann, wenn ich wieder zurück bin.

Boo Boo

Zwei Tage, nachdem der Brief eingetroffen war, wurde ich aus dem Lazarett entlassen, sozusagen in der Obhut von drei Metern Klebeband um die Rippen. Dann begann ein sehr aufreibender, einwöchiger Feldzug, um die Erlaubnis

für den Besuch der Hochzeit zu erhalten. Es gelang mir schließlich, indem ich mich mühsam bei meinem Kompaniechef einschmeichelte, nach eigenem Bekenntnis ein belebter Mann, dessen Lieblingsautor, wie das Glück es wollte, auch mein Lieblingsautor war – L. Manning Vines. Oder Hinds. Trotz dieses geistigen Bandes zwischen uns vermochte ich ihm lediglich drei Tage Ausgang abzuluchsen, was mir bestenfalls genügend Zeit ließ, mit dem Zug nach New York zu fahren, der Hochzeit beizuwohnen, irgendwo ein Essen hinunterzuschlingen und dann feucht nach Georgia zurückzukehren.

1942 waren alle Personenwagen in den Zügen, wie ich mich erinnere, nur nominell belüftet, wimmelten von MPs und rochen nach Orangensaft, Milch und Rye Whiskey. Ich verbrachte die Nacht mit Husten und der Lektüre eines Ace Comics, den mir jemand freundlicherweise geliehen hatte. Als der Zug in New York einlief – um zehn nach zwei am Nachmittag der Hochzeit –, war ich leer gehustet, im Großen und Ganzen erschöpft, verschwitzt und ungebügelt, und mein Klebeband juckte teuflisch. New York selbst war unbeschreiblich heiß. Ich hatte nicht die Zeit, erst in mein Apartment zu gehen, also ließ ich mein Gepäck, das aus einer ziemlich unseligen kleinen Segeltuchtasche mit Reißverschluss bestand, in einem dieser Stahlkästen in der Penn Station. Damit alles noch ärgerlicher wurde, zückte ein Lieutenant von den Fernmeldern, den zu grüßen ich beim Überqueren der Seventh Avenue wohl übersehen hatte, als ich im Garment District auf der Suche nach einem freien Taxi herumlief, plötzlich seinen Füllfederhalter und schrieb meinen Namen, meine Dienstnummer und Adresse auf, wobei etliche Zivilisten interessiert zuschauten.

Als ich dann endlich in ein Taxi stieg, war ich schlapp.

Ich machte dem Fahrer Angaben, die mich mindestens bis zu »Carls und Amys« altem Haus bringen würden. Doch als wir dann an dem Block anlangten, war es ganz simpel. Man folgte einfach der Menge. Sogar eine Segeltuchmarkise gab es. Einen Augenblick später betrat ich einen riesigen alten Brownstone-Bau und wurde von einer sehr hübschen Frau mit lavendelfarbenen Haaren begrüßt, die mich fragte, ob ich ein Freund der Braut oder des Bräutigams sei. Des Bräutigams, sagte ich. »Ach«, sagte sie, »na, wir teilen gerade in zwei Grüppchen auf.« Sie lachte ziemlich unmäßig und führte mich zum offenbar letzten freien Klappstuhl in einem sehr vollen, ungewöhnlich großen Raum. Die genaueren Einzelheiten des Raums betreffend habe ich einen dreizehnjährigen Blackout im Kopf. Außer dass der Raum rappelvoll und drückend heiß war, erinnere ich mich nur an zwei Dinge: Fast unmittelbar hinter mir spielte eine Orgel, und die Frau auf dem Platz unmittelbar zu meiner Rechten drehte sich zu mir und flüsterte laut und begeistert: »*Ich bin Helen Silsburn!*« Aus der Position unserer Stühle folgerte ich, dass sie nicht die Brautmutter war, aber um auf Nummer sicher zu gehen, lächelte ich, nickte gesellig und war schon im Begriff zu sagen, wer *ich* sei, doch da führte sie schicklich einen Finger an den Mund, worauf wir beide nach vorn blickten. Da war es ungefähr drei Uhr. Ich schloss die Augen und wartete ein wenig verhalten darauf, dass der Organist seine Hintergrundmusik beendete und »Lohengrin« anstimmte.

Bis auf den wesentlichen Umstand, dass »Lohengrin« nicht angestimmt wurde, habe ich kein klares Bild davon, wie die folgenden eineinviertel Stunden vergingen. Ich erinnere mich an eine kleine, verstreute Gruppe mir unbekannter Gesichter, die sich hin und wieder verstohlen um-



drehten, um zu sehen, wer da hustete. Und ich erinnere mich, dass die Frau zu meiner Rechten mich noch einmal im selben festlichen Flüsterton ansprach. »Anscheinend gibt es da eine Verspätung«, sagte sie. »Haben Sie schon einmal Richter Ranker gesehen? Er hat das Gesicht eines *Heiligen*.« Und ich erinnere mich, dass die Orgelmusik an einer Stelle merkwürdigerweise und fast schon verzweifelt von Bach zu frühem Rodgers und Hart wechselte. Im Ganzen jedoch verbrachte ich die Zeit, fürchte ich, damit, mir selbst kleine teilnahmevolle Krankenbesuche abzustatten, weil ich meine Hustenanfälle unterdrücken musste. Ich hatte die ganze Zeit, die ich in dem Raum war, den anhaltenden, feigen Eindruck, dass ich trotz dieses Klebebandkorsetts kurz vor einem Blutsturz stand oder allermindestens vor einem Rippenbruch.

Um zwanzig Minuten nach vier – oder, um es mit anderen, unverblümteren Worten zu sagen, eine Stunde und zwanzig Minuten über anscheinend jede berechnete Hoffnung hinaus – wurde die unverheiratete Braut mit gesenktem Kopf, zu beiden Seiten ein Elternteil, aus dem Gebäude geleitet und in angeschlagenem Zustand eine lange Steintreppe hinab auf den Gehsteig geführt. Dann wurde sie – beinahe, wie es schien, von Hand zu Hand weitergereicht – in den ersten der schnittigen schwarzen Mietwagen gesetzt, die in Doppelreihe am Bordstein warteten. Es war ein höchst eindrücklicher Augenblick – ein Boulevard-Augenblick –, und wie Boulevard-Augenblicke es so an sich haben, bekam er sein ganzes Soll an Augenzeugen, denn die Hochzeitsgäste (darunter ich) hatten da schon begonnen, in erregten, um nicht zu sagen glotzäugigen Scharen, allerdings schicklich, aus dem Gebäude zu strömen. Wenn dem Schauspiel ein auch nur schwach mil-

dernder Umstand anhaftete, so war das Wetter selbst dafür verantwortlich. Die Junisonne war so heiß und grell und von einem derartigen mehrfachblitzlichtartigen Gleißeln, dass das Bild der Braut, während sie fast schon gebrechlich die Steintreppe hinabschritt, leicht unscharf wurde, wo Unschärfe besonders wichtig war.

Kaum hatte sich der Brautwagen wenigstens physisch von der Szenerie entfernt, verebbte die Anspannung auf dem Gehsteig – besonders vorn an der Segeltuchmarkise am Bordstein, wo unter anderem ich herumstand –, und wäre das Gebäude eine Kirche und der Tag ein Sonntag gewesen, hätte man das Ganze für ein weitgehend normales Gewimmel einer sich zerstreuenen Gemeinde halten können. Dann wurde ganz unvermittelt Bescheid gegeben – angeblich vom Onkel der Braut, Al –, dass die Hochzeitsgäste die Wagen, die am Bordstein standen, *nehmen* sollten; das heißt, Hochzeitsempfang hin oder her, Planänderung hin oder her. Falls die Reaktion in meiner Umgebung ein Kriterium war, wurde das Angebot allgemein als eine Art *beau geste* verstanden. Freilich war es aber nicht ganz selbstverständlich, dass die Wagen erst dann »genommen« wurden, nachdem sich ein Achtung gebietender Trupp Leute – als die »unmittelbare Familie« der Braut bezeichnet – der Transportmittel, die *sie* zum Verlassen der Szenerie brauchten, bedient hatten. Und nach einer etwas rätselhaften und flaschenhalsartigen Verzögerung (während der ich merkwürdigerweise wie festgenagelt dastand) begann die »unmittelbare Familie« tatsächlich mit ihrem Exodus, nicht weniger als sechs oder sieben Personen in einem Wagen oder nicht mehr als drei oder vier. Die Anzahl, so schätzte ich, hing von Alter, Verhalten und Hüftbreite der zuerst Eingestiegenen ab.

Plötzlich fand ich mich auf eine Anregung hin, mit der

sich jemand von mir verabschiedete – allerdings ausgesprochen knapp –, am Bordstein postiert, direkt vorne an der Segeltuchmarkise, wo ich Leuten ins Auto half.

Warum ausgerechnet ich für diesen Posten ausgewählt wurde, verdient eine kleine Überlegung. Soweit ich weiß, hatte der unidentifizierte Tatmensch mittleren Alters, der mich für diese Aufgabe herausgegriffen hatte, nicht den Hauch einer Ahnung, dass ich der Bruder des Bräutigams war. Daher erscheint es logisch, dass ich aus anderen, weit weniger poetischen Gründen ausgewählt wurde. Es war das Jahr 1942. Ich war dreiundzwanzig und frisch in die Armee eingezogen. Mir scheint, dass einzig mein Alter, meine Uniform und die eindeutig dienstfertige olivgrüne Aura um mich herum an meiner Eignung, als Portier einzuspringen, keinen Zweifel ließen.

Ich war nicht nur dreiundzwanzig, sondern ein auffallend zurückgebliebener Dreiundzwanzigjähriger. Ich erinnere mich, wie ich ohne jegliche Befähigung Leute in Autos lud. Im Gegenteil, ich erledigte dies mit einem gewissen unaufrichtigen, kadettenhaften Anschein von Zielstrebigkeit, von Pflichterfüllung. Ja, nach wenigen Minuten wurde mir allzu bewusst, dass ich die Bedürfnisse einer vorwiegend älteren, kleineren, fülligeren Generation befriedigte, und meine Vorstellung als Armstützer und Türschließer bekam eine noch grundfalschere Kraft. Zunehmend verhielt ich mich wie ein außergewöhnlich gewandter, gänzlich einnehmender junger Riese mit Husten.

Allerdings war die Nachmittagshitze, um das Mindeste zu sagen, drückend, und die Entschädigung für meine Dienste dürfte mir zunehmend wertlos erschienen sein. Abrupt, obwohl die Masse der »unmittelbaren Familie« kaum lichter geworden war, sprang ich selbst in einen der

frisch beladenen Wagen, gerade als er vom Bordstein abfuhr. Dabei schlug ich sehr hörbar mit dem Kopf (vielleicht als Vergeltung) gegen das Dach. Eine der Insassen des Wagens war keine andere als meine flüsternde Bekannte, Helen Silsburn, und sie versicherte mich auch gleich ihres uneingeschränkten Mitgeföhls. Der Schlag hallte offenbar durch den ganzen Wagen. Doch mit dreißig war ich einer jener jungen Männer, die auf jede Verletzung ihres Körpers in der Öffentlichkeit außer einem Schädelbruch mit einem hohlen, unnatürlich klingenden Lachen reagieren.

Der Wagen fuhr Richtung Westen, sozusagen direkt in den offenen Backofen des spätnachmittäglichen Himmels. Er fuhr noch zwei Blocks weiter, bis er die Madison Avenue erreichte, wo er in einem scharfen rechten Winkel nach Norden abbog. Es war, als würden wir alle nur durch die enorme Wachsamkeit und Geschicklichkeit des anonymen Fahrers davor bewahrt, von der schrecklichen Sonnenglut verschlungen zu werden.

Während der ersten vier, fünf Blocks Richtung Norden auf der Madison beschränkten sich die Gespräche im Wagen hauptsächlich auf Bemerkungen wie »Lasse ich Ihnen genügend Platz?« und »In meinem ganzen Leben war mir nicht so heiß«. Diejenige, der es in ihrem ganzen Leben nicht so heiß gewesen war, war, wie ich durch einiges Mithören am Bordstein aufgeschnappt hatte, die Brautführerin. Sie war eine kräftige junge Frau von vier- oder fünfundzwanzig Jahren in einem rosafarbenen Satinkleid, im Haar ein Diadem aus künstlichen Vergissmeinnicht. Sie hatte eine ausgesprochen athletische Ausstrahlung, als hätte sie ein, zwei Jahre zuvor einen Collegeabschluss in Sport gemacht. Auf dem Schoß hielt sie einen Garderienstrauß, ungefähr so, als wäre er ein platter Volleyball.

Sie saß auf der Rückbank, Hüfte an Hüfte mit ihrem Ehegatten und einem kleinen älteren Mann, der Zylinder und Frack trug und eine unangezündete Clear-Havana in der Hand hielt. Mrs Silsburn und ich – unsere inneren Knie berührten sich züchtig – saßen auf den Notsitzen. Zweimal blickte ich ohne jeden Vorwand und mit reiner Zustimmung nach hinten zu dem kleinen Mann. Als ich den Wagen beladen und ihm die Tür aufgehalten hatte, hatte ich flüchtig den Drang verspürt, ihn regelrecht hochzuheben und sachte durch das geöffnete Fenster zu schieben. Er war die Winzigkeit schlechthin, gewiss nicht größer als eins drei- oder vierundvierzig, ohne dabei ein Liliputaner oder Zwerg zu sein. Im Wagen blickte er sehr streng geradeaus. Als ich mich das zweite Mal zu ihm umdrehte, fiel mir auf, dass er auf dem Revers seines Fracks etwas hatte, was ganz nach einem alten Soßenfleck aussah. Auch fiel mir auf, dass zwischen seinem Zylinder und dem Wagendach gute zehn, zwölf Zentimeter Luft waren ... Hauptsächlich aber war ich während jener ersten Minuten im Wagen mit meinem eigenen Gesundheitszustand beschäftigt. Abgesehen von meiner Rippenfellentzündung und meinem brummenden Kopf beschlich mich die hypochondrische Ahnung, eine Halsentzündung zu bekommen. Verstohlen rollte ich die Zunge zurück und erkundete die verdächtige schmerzende Stelle. Ich starrte, wie ich noch weiß, stur geradeaus, auf den Nacken des Fahrers, eine Reliefkarte aus Furunkelnarben, als mich unvermittelt meine Notsitzgefährtin ansprach: »Ich hatte nicht die Gelegenheit, Sie drin danach zu fragen. Wie geht es Ihrer lieben Mutter? Sie sind doch Dickie Briganza?«

Im Augenblick der Frage war meine Zunge bis ganz nach hinten forschend zum weichen Gaumen zurückgerollt. Ich rollte sie zurück, schluckte und wandte mich der

Frau zu. Sie war um die fünfzig, modisch und geschmackvoll gekleidet. Sie trug ein sehr dickes Puder-Make-up. Ich antwortete, nein, der sei ich nicht.

Sie kniff die Augen ein wenig zusammen und sagte zu mir, ich sähe genauso aus wie Celia Briganzas Junge. Um den Mund herum. Ich versuchte, ihr mit meiner Miene zu zeigen, dass jedem ein solches Missgeschick unterlaufen könne. Dann starrte ich weiter auf den Nacken des Fahrers. Im Wagen war es still. Zur Abwechslung schaute ich aus dem Fenster.

»Wie gefällt es Ihnen in der Armee?«, fragte Mrs Silsburn. Abrupt, im Plauderton.

Just in dem Moment überkam mich ein kurzer Hustenanfall. Als er vorbei war, wandte ich mich ihr so eifertig wie möglich zu und sagte, ich hätte schon viele Kumpel gefunden. Wegen der Klebebandhülle um mein Zwerchfell fiel es mir ein wenig schwer, mich in ihre Richtung zu drehen.

Sie nickte. »Ich finde euch alle einfach großartig«, sagte sie ein wenig mehrdeutig. »Sind Sie ein Freund der Braut oder des Bräutigams?«, fragte sie dann und kam somit dezent zur Sache.

»Also, eigentlich bin ich ja kein Freund –«

»Sagen Sie ja nicht, Sie sind ein Freund des *Bräutigams*«, unterbrach mich die Brautführerin von hinten. »Den würde ich gern mal für ungefähr *zwei Minuten* in die Finger kriegen. Nur *zwei Minuten*, mehr nicht.«

Mrs Silsburn drehte sich kurz – aber vollständig – um, damit sie die Sprecherin anlächeln konnte. Dann schaute sie wieder nach vorn. Überhaupt machten wir die Vordrehung fast im Gleichtakt. Bedenkt man, dass Mrs Silsburn sich nur einen Augenblick lang umgedreht hatte, war das Lächeln, das sie der Brautführerin schenkte, eine